

Buchtipp des Monats Januar

Alice Munro, Liebes Leben. Erzählungen, aus dem Englischen von Heidi Zerning, S. Fischer, Frankfurt 2013, 367 Seiten, ISBN 3100488326

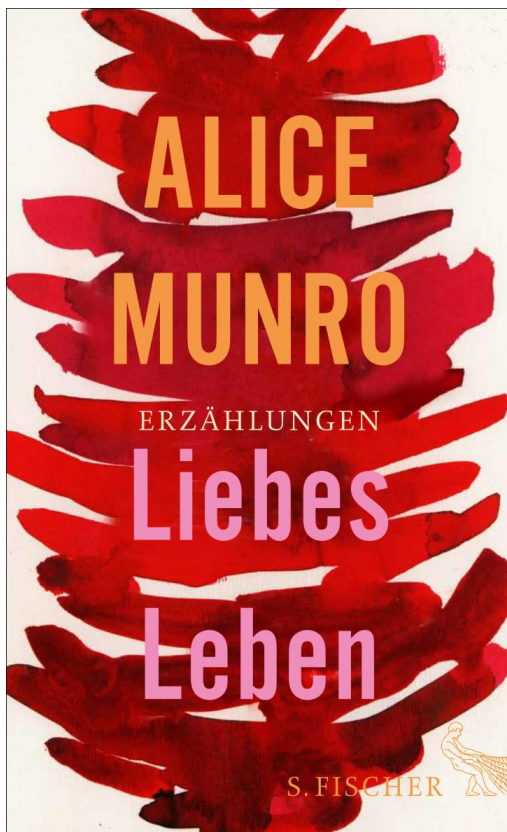
Endlich hat sie ihn also bekommen, den Nobelpreis für Literatur, und selten einmal waren sich Kritiker und Kommentatoren, Leserinnen und Leser in aller Welt über die Auszeichnung so einig: Alice Munro (*1931) schreibt Erzählungen, die auf dreißig, vierzig Seiten Erfahrungen und Lebensläufe verdichten, dass wir lesend Leben kennenlernen, fremde und doch zuweilen vertraute Beziehungen, Konstellationen und Zerwürfnisse begleiten. Wer sich selbst und sein Leben besser verstehen, wer



neue Sichtweisen erproben oder alternative Handlungsverläufe kennenlernen will, ist im erzählerischen Kosmos Munros bestens aufgehoben: Denn einerseits spielen die meisten Erzählungen in der ländlichen Provinz Kanadas, andererseits wird dabei aber von so grundlegenden Erfahrungen berichtet, dass man sich lesend allzu oft wiedererkennt oder verborgene, verdrängte, bisher übersehene Seiten entdecken kann. Der amerikanische Schriftsteller Jeffrey Eugenides brachte sein Glücksgefühl angesichts der Entscheidung des Nobelkomitees zum Ausdruck und begründete: „Munro ist die schonungsloseste Autorin, die ich kenne, zugleich die zärtlichste, ehrlichste und aufmerksamste.“

So lässt sich die herausragende Kunst von Alice Munro schön beschreiben, doch frage ich mich, was denn die literarischen ‚Handgriffe‘, was sozusagen die Technik ist, mit der Alice Munro Erzählungen schreibt, die sich mühelos in eine Reihe mit Anton Cechov, John Updike oder Katherine Mansfield stellen lassen. Schon in meiner ersten Rezension (August 2012 zu Munros Band: ‚Was ich dir schon immer sagen wollte‘) bin ich dem etwas nachgegangen und schrieb seinerzeit: „Es ist die lakonische Schlichtheit, mit der sie alltägliche Begegnungen ihrer Protagonisten doch stets so zu erzählen versteht, dass Leserin und Leser wie gebannt ihren Weg verfolgen und mehr und mehr hineingezogen werden. Dabei verwendet Alice Munro literarische Kunstgriffe wie etwa das Verschränken verschiedener Zeitebenen, die (teilweise auf engstem Raum, in einem Satz) ineinander montiert sind. So verlangt sie vom Leser erhebliche Aufmerksamkeit, ermöglicht gerade so aber, sich intensiv in die Figuren und ihre Entwicklungen hineinzusetzen. Weiterhin tauchen zu den eigentlichen Protagonisten noch andere Figuren auf, die aber keineswegs nebensächlich sind, sondern häufig als Spiegelebenen der Hauptpersonen und ihrer Probleme dienen. Vor allem aber ist es oft ein rätselhafter Rest, etwas, was nicht aufgeht, das Spielen mit ‚Leerstellen‘, die die erzählte Geschichte offen auf ganz andere Entwicklungen hin lässt. Wie hätte das Leben verlaufen können, wenn nur Kleinigkeiten anders verlaufen wären?“

All das gilt es auch im jüngsten Band mit 14 Erzählungen, ‚Liebes Leben‘, zu entdecken und



bewundern, die literarische Kunst Munros wird auch da ganz konkret. Auf einige Punkte möchte ich konkreter hinweisen, weil Kunst eben hier auch sehr wohl mit Können zu tun hat. Auch wenn die Erzählungen immer wie leichthin geschrieben und nie mühsam wirken, sind sie doch bis ins kleinste Detail höchst kunst-voll verfasst. Das beginnt häufig mit dem ersten Satz, der einen Raum von Tiefe und Weite öffnet, den Leser sogleich packt, an den Haken nimmt, so dass man unbedingt weiterlesen will. Weil man spürt, dass da mehr dahinter ist, dass etwas vorausgegangen sein muss, dass Untiefen lauern, die man unbedingt erfahren will, um ja nichts zu verpassen von dem, was wichtig ist, entscheidend, was zählt und ‚in Erinnerung bleibt‘. Kostproben für solche ersten Sätze: „Kaum hatte Peter ihr den Koffer in den Zug getragen, schon schien er es eilig zu haben, wieder auszusteigen.“ (7) „Manche Menschen machen

alles falsch.“ (157) „In jenem Herbst hatte es einige Gespräche über den Tod gegeben.“ (271) Es ist ein unglaubliches Gefühl, dass mich eigentlich in der Form und Konstanz nur in den Erzählungen Alice Munros beschleicht, unbedingt weiterlesen zu sollen, weil sonst die Gefahr besteht, Entscheidendes fürs Leben zu versäumen. Diese ersten Sätze...

Ähnliches gilt für das Ende vieler Geschichten, die oft nicht über 25 Seiten hinausreichen und doch ganze Leben und Entwicklungen beschreiben. Die häufig offen, wie mitten in der Szene enden – und eben einen Raum nach vorne offen lassen, der der Phantasie und dem Einsteigen des Lesers überlassen bleibt, der mit den Personen weiterdenken, weiterfühlen, weiterleben wird, als wären es Vertraute, gute Bekannte, Nachbarn. Geschichten von Alice Munro kommen von Woher und entlassen ins Wohin, sie wirken wie aufgehängte Szenen im Zeiten Geläuf, verdichtete Einblicke, in denen sehr viel und das sehr genau gesagt wird. Aber doch längst eben nicht alles, die Leser sind nicht nur aufs Beste unterhalten beim Lesen, sondern vielmehr auch eingeladen und aufgefordert, weiterzuspinnen, zu suchen, was da noch geht. Der Beginn und das Ende der Erzählungen also.

Und dazwischen: Erzählungen im Gewand kleinbürgerlicher Alltäglichkeit, jedoch mit der Wucht antiker Tragödien. Existenzielle Erfahrungen, Menschen in grundlegenden Ausweglosigkeiten und Entscheidungssituationen, die sich einfach so ergeben. Hoffnungen, die sowieso schon schäbig genug waren und die doch noch wieder und wieder enttäuscht werden. Das Spiel mit dem ‚was wäre, wenn...‘ und dem ‚angenommen, dass...‘ beherrscht Munro wie keine andere, und zwar in äußerster Verdichtung und Verknappung, ein kleiner Satz, der alles Mögliche, zu dem es doch nicht kam (und auch nie kommen wird, der Leser weiß das – zumindest im Blick auf die Personen der Geschichte): „Diesen Brief schreiben ist wie einen Zettel in eine Flasche stecken ... Und hoffen, er wird

Japan erreichen“ (19), schreibt Greta in der ersten Erzählung und schickt diese Zeilen an Harris, den Zeitungsreporter, der sie nach einer Party fast geküsst hätte. Aber eben nur fast. So verdichtet und genau bringt Alice Munro Leben auf den Punkt – hier genauer auf die drei Punkte, auf die es, so schön das Bild der Flaschenpost auch ist, ankommt. Denn da liegt sozusagen die Zeit dazwischen – und der Raum, in dem der Realismus Gelegenheit haben wird, den kühnen Raum der Romantik und der Träume zerplatzen zu lassen. Munro lässt nie einen Zweifel daran, dass ihre Sympathie und ihr Herzblut bei den kleinen Leuten ist, den Außenseitern, den Grenzgängern, die es wider alle Erwartung doch immer neu versuchen mit jenem ‚Gespinnst aus Zuckerwatte‘ (10). Sei es der Nachwachmeister Ray, der das junge Mädchen Leah nach dem Kino nach Hause begleitet und bei dem der Leser beobachten kann, wie sich zunächst eine nähere Bekanntschaft und später ein ganz anderes Leben entwickelt. Sei es die junge, reiche, aber behinderte Corrie, die eine Affäre mit einem Architekten beginnt und, als diese durch eine Haushaltshilfe aufzufliegen droht, Erpressungsgelder zahlt. Nach dem Tod der vermeintlichen Erpresserin, stellen sich abgründige Fragen, als die Forderungen nicht aufhören. Sei es Nancy, die in eine nahe Kleinstadt fährt, um sich wegen beginnender Demenz untersuchen zu lassen und – die entsprechende Praxis nicht findet. Sei es ein älteres Ehepaar, deren Leben nochmals erheblich verunsichert wird, als der Mann einer ehemaligen Freundin wiederbegegnet, einer unerfüllten Liebe. Erzählungen vom Leben, vom Liebes Leben, oder, wie es im Original heißt: ‚Dear Life‘, denn so wirken sie fast, wie kunstvolle Briefe an und über das Leben, für Romane scheinen sie kurz zu sein, für Briefe wiederum etwas lang. Doch darauf kommt es nicht an – es sind Kunstwerke großen Formats, die nun endlich auf entsprechend gewürdigt wurden als das, was sie sind: Höchste Kunst mit einer fast lyrisch-stillen Kraft in den Worten und Bildern, die oft auch noch unvorhergesehen gekreuzt und kombiniert werden, das Versprechen, dass sich die genaue und ganz konkrete Schönheit zuletzt, ganz zuletzt, doch behaupten wird. Das klingt dann so: „Ein Gefühl, beobachtet zu werden, ohne zu wissen, von wem oder was. Zu stören. Leben rundum kommt zu Schlüssen über dich von Aussichtspunkten, die du nicht sehen kannst. (...) Er hatte nie im Leben einen Stall betreten oder Kühe gehütet oder Korn zu Garben gebunden. Oder war wie jetzt auf Eisenbahngleisen entlanggestapft, die sich von ihrem normalen Daseinszweck, Menschen und Lasten zu tragen, zurückverwandelt hatten in ein Reich wilder Apfelbäume, dorniger Beerensträucher, wuchernder Ranken und Krähen – wenigstens die Vögel kannte er-, die von unsichtbaren Hochsitzen aus schimpften.“ (207) Oder so: „Dann trat Stille ein, die Luft wie Eis. Zerbrechlich aussehende Birken mit schwarzen Flecken auf der weißen Rinde und irgendeine Sorte niedriger, wuscheliger Nadelhölzer, zusammengerollt wie schlafende Bären. Der zugefrorene See nicht eben, sondern aufgeworfen entlang des Ufers, als hätten sich die Wellen im Augenblick des Niedersinkens in Eis verwandelt. (...) Aber die Birken doch nicht weiß, wenn man näher kam. Graugelb, graublau, grau.“ (40f)

Dirk Steinfort